

Niko Paech: Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in eine Postwachstumsökonomie

München: oekom Verlag, 2012. 155 S..

Ein kleines Format und knappe 150 Seiten – schon die äußere Form versprüht den Spirit einer Ökonomie im Einklang mit knappen Ressourcen der äußeren und inneren Natur: Dieses Buch verbraucht wenig Rohstoffe, verschont aber auch die begrenzten kognitiven und zeitlichen Ressourcen des Lesenden von unnötigen Wiederholungen und ausufernden akademischen Selbstbefriedigungsübungen. Viel kürzer wäre es allerdings nicht gegangen. Niko Paech präsentiert eine verdichtete und übersichtliche, in sich geschlossene Kompaktausgabe seines Ansatzes einer Postwachstumsökonomie, von A wie Ablehnung der (grünen) Hoffnung auf Entkopplung bis Z wie Zurückbau (der Industrie).

Zunächst rechnet er mit der Hoffnung ab, das BIP-Wachstum vom Ressourcenverbrauch entkoppeln zu können. Die Steigerung der Einzeleffizienz einer Produktnutzung oder eines Produktionsverfahrens bringt noch keinen Rückgang der Umweltbelastung. Paech führt dafür eine ganze Phalanx materieller, finanzieller und psychologischer „Rebound“-Effekte an. Vor allem die additive Wirkung von umwelttechnischen Innovationen verhindert einen Rückgang der Umweltbelastung: Das Passivhaus auf der grünen Wiese bedeutet zusätzlichen Material- und Flächenverbrauch, das kleine E-Mobil kommt als Drittwagen etc. Selbst bei Substitutionen verlagern neue Technologien oft nur die Probleme: Mit dem E-Auto verschiebt sich der Engpass von Öl auf Lithium, mit der Brennstoff sparenden Regelelektronik steigt der Verbrauch seltener Erden etc. Aber auch mit der Hoffnung auf eine ressourcenleichte Dienstleistungsökonomie räumt Paech auf: Wird etwa in Bildung und Kultur statt in Straßen investiert, dann werden die neu eingestellten Lehrer und Musiker ihren Verdienst in Flugreisen und Einfamilienhäuser stecken. Mit einem alternativen Konsum oder „qualitativen Wachstum“ wird es also keinen Weg zur Nachhaltigkeit geben – es führt kein Weg am Weniger, an der Schrumpfung vorbei.

Paech entwickelt seine Skizze einer Postwachstumsökonomie konsequent aus seiner Ursachenanalyse. Er unterscheidet „strukturelle Wachstumszwänge“ und „kulturelle Wachstumstreiber“. Dreh- und Angelpunkt sind die sich in der Moderne herausbildenden „Fremdversorgungssysteme“. Und zwar in zweifacher Hinsicht: Zum einen ermöglichen sie immer mehr Menschen einen materialverzehrenden Konsum ohne eigene, „substanzielle Leistungen“, die Paech jenseits der sich ausweitenden immateriellen Arbeit ansiedelt. Das „Wesensprinzip des Konsumierens“ bestehe darin, sich die von anderen Menschen an anderen Orten geleistete Arbeit und insbesondere den materiellen Ertrag andernorts verbrauchter Ressourcen und Flächen zunutze zu machen“ (37). Durch die konsumtive Aneignung des aus räumlicher Arbeitsteilung entstehenden Industrieoutputs sei Ausbeutung keineswegs ein Privileg von Kapitalisten.

Zum anderen wächst mit steigender Arbeitsteilung die Notwendigkeit der Vorfinanzierung immer mehr spezialisierter Produktionsstufen. Da die Abnahme von

deren Produkten auf einem prinzipiell unsicheren, anonymen Markt nie gesichert ist, werden dafür Rendite oder Zinsen (bei Fremdkapital) erwartet. Diese Gewinne können aber – so Paech in Anlehnung an Binswanger – nur bei stetig wachsender Produktion realisiert werden, denn wie sonst solle eine positive Differenz von Ausgaben (=Löhne) und Einnahmen erreicht werden? Erst bei Erhöhung der Produktion erhalten die Nachfrager die Kaufkraft, die Produkte des vorangegangenen Zyklus auch zu kaufen. Durch höhere Zinsen wird das ganze noch verschärft, d.h. mit räumlicher Distanz und Anonymität der einzelnen Produzenten, also höherem Risiko, steigt auch der Wachstumszwang. Das alles kann allerdings nur passieren durch die Möglichkeit der unbegrenzten privaten Geldschöpfung durch die Geschäftsbanken. Paechs conclusio aus dieser Analyse ist konsequent: „Strukturelle Wachstumszwänge zu mildern würde bedeuten, mit weniger Kapital zu produzieren“ (109).

Auf der anderen Seite drücken „kulturelle Wachstumstreiber“. Der abnehmende Grenznutzen der Konsumgüter induziert die „permanente Neuerfindung der Konsumgesellschaft“, ein Sisyphus-Prozess ohne Glückszuwachs. Insbesondere die „Rüstungsspirale“ demonstrativen Status-Konsums verhindere eine weitere Glückssteigerung. Anders als Fred Hirsch, der aus dieser Erkenntnis die „sozialen Grenzen des Wachstums“ (1976) ableitete, konstatiert Paech eine never ending story: „Wachstum erzeugt Differenzen, deren Beseitigung – ganz gleich, auf welchem Niveau – neues Wachstum notwendig macht“ (112). Weil die Gesellschaft das Verteilungsproblem nicht in den Griff bekommen, werden „soziale Belange in einen Wachstumsimperativ transformiert.“ Klingt hier auch eine gesellschaftsstrukturelle Ursache an, ist der von Paech propagierte Ausweg doch ein individueller: Die kulturellen Wachstumstreiber ließen sich nur mildern durch „suffiziente Anspruchsausformungen“ (114). Diese unumgängliche Reduktion biete aber „gleichzeitig die Chance, uns auf das Wesentliche zu konzentrieren, statt im Hamsterrad der käuflichen Selbstverwirklichung zusehends Schwindelanfälle „zu erleiden“(11).

Der Paech'sche Gegenentwurf einer Postwachstumsökonomie ergibt sich aus dieser Analyse zwingend: Eine Ökonomie der Nähe mit einer verstärkten, auch über Komplementärwährungen unterstützte Regionalökonomie, nur noch ergänzt durch globale Arbeitsteilung – wo es produktionstechnisch nötig ist. Insgesamt soll der „monetäre Bereich“ auf die Hälfte zusammenschrumpfen. Dies ermöglicht zeitliche und finanzielle Freiräume für die Herausbildung eines mindestens gleich großen „entkommerzialisierten Bereichs“ der Subsistenz – in Form von Eigenproduktion und -reparatur, Gemeinschafts- und Ehrenarbeit – und der Suffizienz, in Form von Zeitsouveränität, Entrümpelung und Entschleunigung. Das alles dient nicht allein der „Befreiung vom Überfluss“. Auch der kulturelle Wachstumsmotor Status-Konsum wird so heruntergeregelt: Ein „hoher Anteil des Wohlstandes, der nicht mehr auf Geld, sondern auf eigenständiger Schaffenskraft beruht, nivelliert materielle Ausstattungsunterschiede“(148).

Paech legt mit unbändigem Sprachwitz (es ist wirklich ein Vergnügen, dieses Buch zu lesen, man muss zwischendurch immer wieder über die Formulierungen und Aufzählungen schmunzeln) seine ökonomisch und kulturkritisch vielfältig begründete Antithese zur Hoffnung des Mainstreams auf „qualitatives Wachstum“ dar. Die große Eindeutigkeit, die Rigorosität seiner Argumentationsgänge öffnen dabei aber auch das Einfallstor für einige Ungenauigkeiten.

Ein Beispiel ist die Behauptung der Unmöglichkeit der Vereinbarkeit von Wachstum und relativer Entkopplung, also der Verringerung des ökologischen Schadens pro

Einheit des BIP. Paech konstatiert zunächst, dass Entkopplung auf „zusätzlichen“ Effizienzmaßnahmen ruhe, deren neu in die Welt gesetzte Umweltbelastungen aber (durch zusätzliche Produktionsstätten etc.) den Effizienzgewinn gegenüber alten Produktionsverfahren wieder zunichte machen (75). Passivhäuser etwa verbrauchen weniger Brennstoffe, aber für die neuen Materialien dieses Gebäudetyps müsse „zusätzlich zum konventionellen Bereich“ eine neue spezialisierte Branche aufgebaut werden. Dies verhindert zwar absolute Entkopplung – hierauf muss die euphorische Green-Economy-Gemeinde dringend hingewiesen werden. Relative Entkopplung aber kann durchaus entstehen, sofern die neue Produktionslinie unterdurchschnittliche Umweltauswirkungen pro Einheit des BIP aufweist.

Auch die zwingende Entstehung finanzieller Rebounds legt Paech nicht wirklich überzeugend dar: Er verweist zunächst auf den finanziellen Einspareffekt von Effizienzsteigerungen, der zur erhöhten Nachfrage nach umweltschädlichen Produkten führe. Abhilfe könne höchstens eine Ökosteuer bringen, wenn sie denn über das „homöopathische Niveau“ in Deutschland hinaus angehoben würde. Dies jedoch sei „schwer vorstellbar“. Sicherlich ist die Durchsetzung einer ambitionierten Ökosteuer eine politische Herkulesaufgabe, ein theoretisches Argument gegen relative Entkopplung stellt dies jedoch nicht dar. Zusammenfassend gießt Paech aber völlig berechtigt Wasser in den Wein der Innovationsoptimisten: Ökologische Entlastungseffekte kraft theoretisch denkbarer Innovationen seien an „so viele technische, ökonomische, administrative und kulturelle Unwägbarkeiten geknüpft sind, dass deren zukünftiges Eintreten unbeweisbar ist“ (92).

Niko Paech sieht die Ursachen des Wachstums primär in den Folgen monetär vermittelter Arbeitsteilung und der sich damit verzahnenden individuellen Konsum-Orientierung. Aus dem Blick geraten dabei gesellschaftsstrukturelle Gründe für die Aufblähung ökonomischer Aktivitäten. Welche Rolle spielt zum Beispiel ökonomische Ungleichheit als Treiber für erwerbsorientierte ökonomische Aktivitäten um jeden Preis, mit zweifelhafter sozialer und ökologischer Bilanz? Welche Rolle spielen entfremdete Herrschafts-, Lebens- und Arbeitsverhältnisse als Treiber für konsumtive Aufholjagden und kompensatorischen Konsum? Etwas überspitzt gesagt, könnte man beim Lesen den Eindruck bekommen: „There is no such thing as society“. Eine entsprechend geringe Rolle spielen politische Rahmenbedingungen für eine Postwachstumsökonomie. Ohne eine die ressourcenleichten Lebensstile ökonomisch stützende Ökosteuer, ohne eine Verringerung der Reichtumsunterschiede, ohne die Garantie sozialer Sicherheit aber wird die Bereitschaft zum großen kulturellen Wandel hin zum Weniger auf kleine Gruppen beschränkt bleiben. Aber für genau diese (und weitere) Debatten über Bedingungen und Ausgestaltung einer Postwachstumsökonomie stellt das Buch von Niko Paech einen fulminanten Aufschlag dar, einen Meilenstein im Postwachstumdiskurs.

Ulrich Schachtschneider (Oldenburg)